

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 18688.

Inserate kosten die 7gespaltene Pettizelle oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorrat 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5.— Mk. — Schluß der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 10/21, Fernsprecher: 4506 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

In seinem Artikel zum 30-jährigen Bestehen teilt der Vorwärts mit, daß die Sozialdemokratie über 1 100 000 Mitglieder und die Parteipresse über 1 1/2 Millionen Abonnenten hat.

Die Zollvereinfachungen bei der Fleischimporte sind mit dem 31. März aufgehoben; es gelten wieder die alten Wuchersätze.

Der englische Kriegsminister Seely sowie die Generäle French und Smart sind zurückgetreten; der Premierminister Asquith übernahm das Kriegsministerium.

Die Reichstagswahlen in Stockholm ergaben eine große Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen; Branting ist wiedergewählt.

Eine wiiste Hege.

Leipzig, 31. März.

Der Duala-Standal hat alle Kolonialpolitiker auf die Beine gebracht. Und wie es dieser ehrenwerten Sippe von Kraftmenschen entspricht, so schimpfen sie über den Reichstag, der Millionen für die Kolonien bewilligt hat, Millionen bewilligt und bewilligen wird, und klagen ihn der Kenntnislosigkeit in kolonialen Angelegenheiten und des Verrats der Farmerinteressen an. In der Magdeburger Zeitung zitiert Dr. Paul Rohrbach, der, wie ihm die Deutsche Tageszeitung attestiert, „ein Liberaler, ein Linksliberaler, durchaus sozial gerichteter Kenner der Verhältnisse, ein unbedingter Anhänger und Verehrer des Parlamentarismus“ ist. Er behauptet: „Wenn der Reichstag darauf besteht, daß irgendwelche Eingeborenen in den Kolonien, seien es Stämme, Gemeinden, Häuptlinge, Einzelpersonen oder wer auch immer sonst, das Recht haben sollen, an ihn Proteste gegen verantwortliche Maßnahmen zu richten, dann hört bald jede Möglichkeit einer geordneten Verwaltung der Schutzgebiete auf und für eine normale Weiterentwicklung der Verhältnisse kann nicht gesorgt werden...“ Dieser „unbedingte Anhänger und Verehrer des Parlamentarismus“ nennt die Beschlagnehmung des Reichstags von Eingeborenen an den Reichstag selbstverständlich, seine Beförderung nach einer Verzögerung von fünf Tagen einen „Akt gefährlicher Schwäche, von dem gar nicht abzusehen ist, was er nun für Folgen haben wird“. Herr Rohrbach zaudert also nicht, für die Behörden diktatorische Verfügungen zu verhängen, die die Eingeborenen völlig von der Gnade einiger Beamten abhängig machen. Er fordert unter dem abgebrauchten und abgewetzten Vorwand der Unreise der Duala das Verbot für die Eingeborenen, sich an den Reichstag zu wenden. Kein Zweifel, daß damit schließlich ver-

anlagten Beamten und profitglühenden Farmern trefflich gedient wäre. Die große Bewilligungsmaschine im Wallotbau wirft Unmengen Geldes aus, aber niemand darf danach fragen, wie das Geld verwandt worden ist, ob zu Ruh und frommen der Kolonie und ihrer Bewohner oder zur Füllung der immer offenen Geldsäcke von Glücksrittern, welche die Heimat abgestoßen hat! Aber darüber hinaus ist gerade dieser Kasus ein schlagendes Beispiel dafür, wie verwerfend und alle sittlichen und rechtlichen Begriffe verwirrend die Kolonialpolitik wirkt. Kundige Beobachter wollen feststellen haben, daß die englischen Offiziere und Beamten, die lange in Afrika oder Indien gedient haben, die brutalen und nichtswürdigen Manieren, die die preußischen Junker pflegen, angenommen haben und nach ihrer Rückkehr das rückwärtigste und gefährlichste Element im politischen Leben des Mutterlandes darstellen. Und hier ein Pastor, ein linksliberaler Fortschrittmann, ein Verehrer des Parlamentarismus, schwärmend für die Vergewaltigung der Eingeborenen! Es gibt keine Entschuldigung für diese Heldentat. Das Geschwäh von der Unreise der Duala ist um so lächerlicher und grotesker, als der Verfasser des an den Reichstag gesandten Telegramms im Besitze des Einjährigengeneignisses ist und Proben hoher Intelligenz geliefert hat.

Aber es handelt sich nicht um die Austreibung eines Publizisten, der vergessen hat, sich seine Worte zu überlegen; es handelt sich um eine wohlorganisierte systematische Hege gegen den Reichstag zur Rettung der Beamten, die in einer dem Geiz Hohn sprechenden Weise die Verbindung zwischen ~~Waldtag und Kolonialunterhandlungen und dem Reichstag~~ in einer entscheidenden Stunde unerlässlicher Informationen herabzuberufen. Der Geldzug wird von den konservativen und nationalliberalen Organen mit jener Gründlichkeit und jener Hinwegsetzung über die tatsächlichen Verhältnisse geführt, die der reaktionären Presse seit jeher eigenlich ist. Allen voran stehen natürlich die Zeitungen der Farmer. Den Gipfel erklimmt die Deutsch-südwestafrikanische Zeitung, die insbesondere über die Verleugung des Reichstags, die Eingeborenen zu kleinen selbständigen Farmern zu erziehen, mächtig erhebt ist. In ihr heißt es mit einer Offenheit, die sich nur loben läßt:

Das Verlangen, daß ein Farmer seinen Eingeborenen einen Teil der Farm reservieren soll, damit sie dort auf eigene Faust Farmwirtschaft treiben, dies Verlangen konnten nur Leute ausklügeln, die auch nicht die blassesten Vorkellungschimmer von formwirtschaftlichen Möglichkeiten und von der „Psyche“ der Eingeborenen besitzen. ... Schon heute hat der Zwang für manchen Farmer, seinen Eingeborenen Viehhaltung über ein geringfügiges Maß hinaus zu gestatten, um sie an seinen Platz zu fesseln, die unverteilliche Folge, daß die Reutenot darüber eher verschärft, als vermindert wird. ... Wenn dieser Unfug der übermäßigen Viehhaltung der Farmeingeborenen schon heute, wo ihnen auf der Farm kein besonderer Bezirk dafür zur Verfügung steht, eine wachsende Plage für den Farmer darstellt, wie soll das erst werden, wenn den Herren Farbrigen ein bestimmter Teil der Farm für ihre Privatweidbedürfnisse bewilligt wird?

Dann würden sie mit Kind und Kegel nur immer in diesem ihren Bezirk sitzen und sich überhaupt nicht auf der Werk ihres Dienstherrn bilden lassen!

Wenn sich die Herren im Wallotbause doch nur eines vor Augen führen wollten: Wer kolonisieren will, muß auch die Mittel dazu wollen. Und unter diesen unerlässlichen Mitteln steht — wenigstens soweit Südwest mit seinen weniger und obenein noch aus Grundblay arbeitsscheuen Farbrigen in Betracht kommt — obenan gerade das, was die Kommission befehtigt seher will: Erstens: Der Arbeitszwang für Eingeborene. Zweitens: Die Freiheit des Dienstherrn in der Bemessung der Anforderungen, die an sie zu stellen sind — zuviel fordert keiner, schon damit ihm die Leute nicht ausreihen; und wo einer Ungebührliches fordert, da weiß der Eingeborene recht schnell den Weg zur Pölgel zu finden, wo ihm immer sein Recht und meistens noch mehr wird. Drittens: Die Freiheit des Dienstherrn in der Bemessung des Arbeitslohnes — eine Freiheit, mit der kein Mißbrauch getrieben werden kann, weil sie genügend eingeschränkt ist durch die Lohn- und Kostregelung bei den Behörden Viertens: Wirtschaftliche Unselbständigkeit der Eingeborenen. Macht den Eingeborenen wirtschaftlich selbständig, ermöglicht ihm nennenswerten Viehbesitz, und neben der oben skizzierten Übeln Folgen für die Dienstherrn verdet ihr bald genug einen neuen Krieg heraufbeschwören. Heute weiß der Schwarze nicht, wofür er gegen den weißen Mann kämpfen sollte. Man gebe ihm Vieh, und man gibt ihm den stärksten Anreiz, nochmals zu versuchen, den Weissen aus diesem Lande zu drängen.

Wohl selten hat ein grundsätzlicher Gegner der Kolonialpolitik schärfer die Kolonialpolitik verurteilt, als es hier dieser Farmer in seiner naiven Offenheit und brutalen Proffklüßlichkeit tut! „Wer kolonisieren will, muß auch die Mittel dazu wollen. Gibt es einen einfacheren und unbedeutenderen Sach! Ganz recht, wer für Kolonien schwärmt, muß sich auch für den Arbeitszwang der Neger und für die Verweigerung des Dienstherrn begehrten: für die Freiheit des Dienstherrn den Arbeiter auszubehuten wie einen Sklaven, für die Freiheit, nach eigenem Belieben den Arbeitslohn zu bemessen. Alles das ist natürlich nur dann erreichbar, wenn die Neger keine andre Wahl haben als zu verhungern oder als Sklaven zu arbeiten. Daher der Ruf, ihnen ihr Vieh zu nehmen und sie wirtschaftlich unselbständig zu machen. Wenn die Neger sich selbst ernähren können, anders gelagt, wenn sie Vieh haben, so lassen sie sich nicht von den weißen Sklavenhaltern mißbrauchen, die deutsche Kulturarbeit im dunkeln Afrika unter Hintansetzung aller Humanitätsduselei leisten. Was es mit dem Schwah von den arbeitsscheuen Farbrigen auf sich hat, weiß man zur Genüge. Die Schwarzen möchten arbeiten, sie würden, um die volle Arbeitsfreiheit zu erhalten, sogar einen Aufstand nicht scheuen. Sie brauchen nur die Mittel dazu: Vieh. Aber gerade das will ihnen die Deutsch-südwestafrikanische Zeitung verweigert sehen. Es gibt nicht, die Neger selbst zu entwickeln, ihre soziale Lage zu heben, ihre wirtschaftliche Leistungs- und Konsumfähigkeit zu heben! Alles das sind schöne Phrasen für die empfindlichen Menschen im deutschen Vaterlande. In den Kolonien wird ein andres Wahrzeichen aufgerichtet. Dort verlangen einige hundert Farmer und

Feuilleton.

Das Menschlein Matthias.

Erzählung von Paul Jlg.

Matthias sah von alledem so viel wie nichts. Er hatte vor der Schwelle des Wirtshauses einen mürrisch blickenden Mann in Uniform mit Schirmmütze entdeckt, von dem er sich wenig Gutes versprach. Diese Gattung Leute kannte er schon vor den Guggisauer Gathöfen her: es waren bössartige Raubhauze, die mit feinesgleichen kurzen Prozeß machten. Der Knabe zweifelte keinen Augenblick, daß sich der Wächter seinem Eintritt energisch widersetzen, ihm ganz einfach den Lauspaß geben werde. Er dachte deshalb gleich, es wäre besser, die Mutter würde es nicht „drauf ankommen lassen“. Doch sagte diese Scheinbar ruhig: „Grüß Gott, Herr Jüst. Ich möchte mit Herrn Hirsch senior sprechen. Ist er schon da?“ Matthias bedte bis zu den Zähnen hinunter. Jetzt mußte es kommen: „A bah, fort mit dem Knirps, der hat hier nichts zu schaffen!“ Er war bereit, gleich wieder der Stadt zuzulaufen, so schnell er Boden fassen konnte. Herr Jüst entgegnete durchaus leutselig: „s kann noch gut fünf Minuten dauern. Aha, ist das etwa der Fikus, Kräulein Böhi? Auf Besuch? So, so. Da möchten Sie heut natürlich ein bißchen Feiertag machen? Präzis!“ Matthias mußte dem Bullenbescher die Hand geben, sich beschwame, beschwamen und bellopfen lassen. Da er jedoch sah, in welchem Ansehen die Mutter bei dem Herrn Aufpasser stand, sträubte er sich wenig und gab freundliche Antworten. Ihn dachte, es könne ihnen somit nicht mehr fehlen. Schon gingen ihm die Augen auf, was er in dem großmächtigen Palast alles sehen und erleben werde. Zuerst drangen sie zwar nur in den Hausgang vor, wo sie sahen und harrten, bis auf der Treppe ein kleiner silberhaariger Mann erschien, der die Augen mißlieblich zusammenkniff, als ihm Brigitte

Böhi mit dem Knaben entgegentrat. Das war Hirsch senior, der Chef des Hauses, gefolgt von Hirsch junior — der Amerikaner nannten — und dem Hauptkassierer Wankel, der nicht etwa nur seines Amtes wegen die größte Achtung bei den Angestellten genoss. Ein Knecht von Gestalt, der seinen Herrn um zwei Kopflängen überragte, ging er stets ein wenig geduckt, fast als schämte er sich seiner physischen Ueberlegenheit. Die in Tönung und Größe schier unmenschliche Nase entstellte das gerötete Gesicht, doch war ihm dieser Schönheitsfehler dafür zum deutlichen Kennzeichen der Herzengüte gediehen. Er zwinkerte dem kleinen Besucher im Vorbeigehen ohne weiteres freundschaftlich zu, als wollte er sagen: „Nur munter, mein Sohn!“ Vergelblich suchte man diesen Zug in der kalten Glätte und geschnittenen Art des Amerikaners, der die ihm verleihtene Macht gegen Untergebene meist schroff herauskehrte und seine Gunstbeweise verteilte wie der April den Sonnenschein. So kam es, daß, wenn Hirsch junior durch die Arbeitssäle schritt, das Singen und Schwagen der Mädchen sogleich verstummte, die Männer schnell ihre Schoppengläser verbargen und aller Augen sich heuchlerisch beschließen über die Arbeit warfen. Auch der alte Hirsch war kein Patron, für den die Untergebenen durchs Feuer gingen. Aber seinem Gerechtigkeitsfönn trauete man immerhin größere Stöße zu und sprach mit Respekt von seinen Geistesgaben. Selbst die reichen Treustädter, denen der rührige Jude lange ein Dorn im Auge war, mußten sich beugen vor der Umficht dessen, der in dreißig Jahren ein Welthaus geschaffen und über Stadt und Land einen unverfälglichen Segen geblüht hatte. Klein und groß kannte das weiße, welke Männchen mit dem goldenen Kneifer, dem fremdartigen Badenbart und einer eigentümlich schiefen Schulter, die ihm mehr noch als der immerwährende grämliche Zug in den Mundwinkeln das Wesen eines überlasteten, gehetzten Menschen verlieh. Jeden Mittwoch, wenn die Stiefelfabrikanten auf dem Rathausplatz ihren Markt abhielten, war Hirsch senior in ihrer Mitte zu sehen, Sommers im grauen, Winters im schwarzen Rod und Zylinder, eine kleine Gerttheit von Macht und Einfluß, die nur flüchtig an den Hutrand tippte, wenn sich die andern vor ihr bückten,

und trotz der dünnen, im Wachstum ebenfalls zurückgebliebenen Stirne großes Gewicht in ihre Besche legen konnte. Auch der aufmerksame Matthias Böhi merkte bald, daß dieser noch eine höhere Instanz war als der Diebhauch mit der Schirmmütze am Eingang. Die Mutter war jetzt blaß, verlegen und geriet ins Stottern, während der kleine Gewalthaber unwillig eine Tir aufmachte und mit ihr dahinter verschwand. Matthias mußte draußen bleiben. Der Gestränge hatte ihm weder die Hand noch ein gutes Wort oder auch nur einen freundlichen Blick gegeben. In dieser Nichtachtung sowie an der mütterlichen Zagheit ermahrt der Knabe die ganze Macht und Herrlichkeit von Hirsch senior. Ein König im Hermelin hätte ihn nicht tiefer einschüchtern können. Vor grenzenloser Hochachtung blies er mit offenem Munde stehen.

In seinem auf englisch-bequeme Art eingerichteten Kontor hörte Herr Hirsch den Notstandsbericht der unglücklichen Mutter geduldig an. Er ließ sie nicht merken, daß er ihre Gesichtszüge sowie den Vater ihres Kindes genau kannte, sondern nickte nur wohlwollend zu ihren ehrlichen Bekenntnissen. Erst als sie den eigentlichen Grund ihrer Anwesenheit nannte, machte der Prinzipal größere Augen. Brigitte bat, den Knaben bis zum Schulbeginn mit sich ins Geschäft nehmen zu dürfen. Sie legte mit rührendem Eifer dar, daß er im Musterzimmer keinerlei Störung verursachen, ihr vielmehr noch manche nützliche Handreichung leisten könne, während sie auf diese Weise der Sorge um sein Wohlergehen entgehen sei.

Dieser Fall war selbst dem erfahrungsreichen Hirsch senior noch nie vorgekommen. Er wußte nicht, sollte er den harmlosen Sinn des Musterfräuleins belächeln oder den Mut und Scharfsinn der jungen Mutter bewundern. Ohne Zweifel hatte sie in ihrer Seelennot den einzig gangbaren Ausweg gefunden. Aber noch ein andres lauerte im Hintergrund.

„Abgesehen davon, daß ein Geschäft keine Kinderbewahranstalt ist, haben Sie auch bedacht, was etwa gewisse andre Leute dazu sagen würden?“ fragte Herr Hirsch mit Zurückhaltung dessen, was ihn für die artige und tafsere Bittstellerin annahm.